

Marga Lemmer

Der Inseltraum

Teneriffa - Story einer Aussteigerin

Ich weinte und wimmerte, als ich dann frierend unter einer Decke auf dem Wohnzimmersofa lag und zitternd ›Carlos‹ flüsterte. Das werde ich dir nie verzeihen, Uwe. Du hast meinen anbetungswürdigen Carlos entweiht. Dann träumte ich wieder von meinem edlen Ritter, der mir keusch und erhaben über diesen schweinischen Sex zu Füßen lag.«

Als ich jetzt schweige, schaut mich Kerstin entgeistert und erwartungsvoll an.

»Was ist?«, frage ich.

Da lacht sie auf einmal lauthals los und sagt mit vom Lachen erstickter Stimme: »Ich halt's im Kopf nicht aus. Nein! Ich krieg' mich nicht mehr ein. Ich hätte es einfach nicht für möglich gehalten. Ihre Generation und so oberaffengeil.«

»Welch wunderschöner Ausdruck«, rüge ich und bin wieder in meiner altjüngferlichen Gegenwart, bis mir einfällt, was ich da eben von mir gegeben habe, da muss ich ebenfalls lachen. Wir kichern wie zwei alberne Schülerinnen und sie stöhnt: »Hoffentlich gib't keinen lüsternen Nachbarn, der da mithört und heute Nacht hier einsteigt.«

»Ach Kerstin«, schmunzle ich, »davon träumen wohl noch manche hier, aber die meisten sind jenseits von Gut und Böse. Doch, nachdem ich nun mit meinen schlüpfrigen Geschichten aufgewartet habe, könnten wir uns wenigstens duzen, was meinst du?«

»Ja, gerne«, ruft sie, »ich freue mich und ... es sind keine schlüpfrigen Geschichten, sondern etwas sehr Normales.«

»Sehr normal!« Ich drehe die Augen gen Himmel. »Normal oder nicht normal, ja! Aber doch nicht sehr normal, irre normal, wahnsinnig normal. Mensch Mädchen, das passt so gar nicht zu dir.«

»Ist halt die Sprache meiner Generation«, lacht sie, »aber du hast Recht, man redet den ganzen Schmarrn gedankenlos nach.«

»Schmarrn?«, frage ich, »klingt aber gar nicht nach Leipzig.«

»Ist auch aus München. Mein derzeitiger Lebenspartner kommt da her.«

»Derzeitiger Lebenspartner?«

»Na ja, der Mann, mit dem ich zusammenlebe.«

»Derzeit klingt so nach vorübergehend.«

»Ich hoffe es nicht. Ich liebe ihn nämlich wahnsinnig. Wir sind schon sieben Jahre zusammen.«

Auf meinen amüsiert rügenden Blick hin sagt sie: »Gut, ich liebe ihn nicht ›wahnsinnig‹, ich liebe ihn, so einfach ist das.«

»Na also, dann ist doch alles *claro*.«

»*Claro*?«

»Einfachstes spanisches Wort. Heißt ›klar‹.«

»Na ja, für mich ist es *claro*, aber ob es für ihn auch das bedeutet, was es für mich ist, das weiß ich bis heute nicht. Weißt du, er ist einfach ein toller Mann. Groß, breitschultrig, charmant und gescheit.«

Ich sage: »Oh.«

»Ja, und er ist Heilpraktiker, und sie rennen ihm die Bude ein.«

»Ah.«

»Ja, er hat einfach tolle Erfolge. Verdient auch ein Schweinegeld.«

»Hat er wohl Medizin studiert und sich dann spezialisiert?«

»Iwo! Er lehnt die Schulmedizin vollkommen ab. Er ist Naturheiler, und ich kann dir sagen, er ist ein Naturtalent. Seine Hände strömen Energien aus, es ist Wahnsinn! Er kann auch hypnotisieren. Allein seine Stimme schafft es, dir die Schmerzen weg zu suggerieren. Er macht Akupunktur, die er in China erlernt hat und die besser wirkt als das teuerste Medikament. Es wirkt wahre Wunder.«

»Also, ein echter Wunderheiler.«

»Du meine Scheiße! Nein! Er ist kein Scharlatan, er ist einfach ein Begnadeter von Natur aus. Ich bin Psychologin, ich weiß, wovon ich rede.«

Es ist das erste Mal, dass ich diese ruhige, ausgeglichene Frau böse erlebe. Sie ist besessen von diesem Mann, denke ich. Sie ist ihm hörig. Doch ich sage ganz ruhig: »Na also, wenn das so ist, dann seid ihr zwei ja ein ideales Gespann und könntet euch doch beruflich gut zusammentun. Ist doch modern jetzt, dieses ganze Zeugs da.«

Plötzlich ist etwas Fremdes, Feindseliges zwischen uns. Das ›Zeugs‹ nimmt sie mir übel und sicher auch meine überhebliche Art, das abzuwerten, woran sie glauben will.

›Böses, altes Schrapnell‹, denke ich zuerst und dann: ›Es ist mir wurscht und egal. Ich nehme mir in meinem Alter endlich das Recht zu sagen, was ich denke, und zu leben, wie ich will, basta. Außerdem, was will ich eigentlich mit dieser Fremden hier? Ich brauche sie nicht, brauche niemanden, schon lange nicht mehr.‹

Emotionslos betrachte ich eine Weile die zusammengesunkene Gestalt und das jetzt verbiestert wirkende Gesicht, das sie dem Meer zugewandt hat. Ich will diese Frau loswerden, die da anfängt, sich in mein Leben zu schleichen und sage ruhig: »Lassen wir's für heute genug sein, ich bin müde. Wenn du ausgetrunken hast, bringe ich dich hoch zur Bushaltestelle, ein bisschen Laufen tut mir gut.«

Sie hat gar keine andere Wahl als zu nicken und auszutrinken. Doch als sie dann recht widerwillig aufsteht, sagt sie mit einem tiefen Seufzer noch einmal auf den Atlantik schauend: »Du weißt ja nicht, wie ich dich beneide. Um alles. Um das hier und vor allem um die Klugheit, mit der du dein Leben gemeistert hast. Du hast dein Paradies gefunden.«

Wenn du wüsstest, denke ich, aber ich schweige. Ich mag sie jetzt wieder; diese fast Vierzigjährige mit der Naivität einer viel Jüngeren. Ich lege ihr den Arm um die Schulter, weil ich weiß, was sie empfindet. Es ist ja auch wie im Bilderbuch hier bei mir, alles scheint vollkommen. Rosiger Abendschein auf der ausrollenden Flut. Die ersten gelben Lichter entlang der Küste. Der Teide im letzten Licht der untergehenden Sonne, umrahmt von grauen schemenhaften Hügeln. Leise Musik, die von irgendwo her kommt. Ja, sie hat Recht. Ich bin zu beneiden. Warum aber bin ich dann nicht zufrieden, endlich zufrieden, noch immer rebellisch?

So gehe ich selbst mit mir ins Gericht, als ich später die Stufen vom Ort aus hinunter zum Meer gehe, nachdem Kerstins Bus abgefahren ist. Ich kann nichts dagegen tun, dass jetzt wieder diese kalte, bedrückende Leere in mir aufsteigt, gepaart mit der Melancholie der Einsamkeit.

Ich setze mich vor die Einheimischen-Kneipe am Hafen. Hier oben und den Weg hinauf liegen hier die Boote in dem Naturhafen, der zwar von zwei Felsentürmen vor der

Brandung geschützt ist, der aber im Winter trotzdem selten genutzt wird. Das Häuschen im Rücken spüre ich den jetzt scharfen Passatwind nicht. Mutterseelenallein sitze ich hier auf dem harten Holzstuhl vor einem alten wackeligen Tisch. Keinem Einheimischen würde es einfallen, sich im November hier draußen ins Freie zu setzen. Die paar alten Männer sitzen drinnen unter grellblauen Neonlampen und schauen fern. Ich habe mir einen Octopus-Salat bestellt und einen halben Liter *Vino tinto* gleich mit nach draußen genommen.

Die Flut ist im Kommen. So wie sie anrollt und fauchend nach dem Land greift, wird es heute Nacht wieder toben, als wolle die Welt untergehen. Ich erzähle dem Vollmond, wie sehr mir mein Salat schmeckt, dass zu seinem reichlichen Knoblauch das frische Weißbrot, mit Rotwein hinuntergespült, ein Genuss und wie schön es ist, dass keiner meiner Mitbewohner sich abends hierher wagt. Sie alle gingen aus Angst vor Überfällen nur bis ans Ende der palmenbepflanzten Promenade. Ja, Palmen, hier. Am Anfang fand ich das so abwegig wie etwa Kandelaber-Kakteen am Starnberger See. Mittlerweile hatte ich mich an die armen, sturmzerzausten Importgewächse gewöhnt und auf Postkarten, zwischen Sturmflut und Teide, wirkten sie fast hawaiianisch.

Damals, als ich zum ersten Mal diesen malerischen, kleinen Fischerhafen entdeckte, war das noch anders. Da war nichts lieblich oder kultiviert. Es war wild und urwüchsig. Barfüßige Frauen, die Röcke geschürzt, einen Strohhut auf den Kopf gebunden, gingen mit Stöcken in der Hand, an denen ein weißes Stoffstück befestigt war, zwischen die schwarzen glänzenden Lavablöcke am Ufer. Blitzschnell sprangen sie auf einen höher gelegenen Stein, wenn eine Welle sie zu erwischen schien. Und schon stocherten sie mit dem tuchgespickten Stock wieder in die Schründen und Höhlungen der Steine. So holten sie die Moränen, die sich darin verbissen, aus ihren Verstecken. Die Moräne ist der Hummer des kleinen Mannes, erzählte mir später Carlos.

Carlos... Ich schließe die Augen, und die Vergangenheit zieht mich in ihren Bann. Wir waren mit seinem Auto, einem chromblitzenden Mercedes SL vom Typ Pagode, der sein ganzer Stolz war, von Bajamar nach Punta del Hidalgo gefahren und liefen den staubigen Uferweg entlang des Atlantiks und seinen Lavagebildern bis zu dessen Ende, bis wir die ›Dos Hermanos‹ sahen, die Berge, die ›die zwei Brüder‹ genannt wurden. Sie sind das Wahrzeichen des alten Hidalgo, dessen Häuschen sich wie ein buntes Vogelnest an die Ausläufer des Anaga-Gebirges schmiegen.

Immer, wenn ich mit Carlos spazieren ging, hielt er mich fest im Arm. Entweder am Oberarm oder an der Taille schmiedete er mich mit seiner Hand an sich fest. Und ich, die ich mich schon als Kind nicht führen ließ, die eingehängt gehen oder Händchenhalten verabscheute, ich genoss mein Festgeschmiedet-sein. Ich fühlte mich behütet und geborgen.

›Carlos‹, flüstere ich noch einmal und öffne widerwillig die Augen. Gnadenlose Wirklichkeit, die Einsamkeit heißt. Eine alte Frau, die verloren und alleine vor einem grandiosen Naturschauspiel sitzt und denkt: Was tue ich hier?

Ich nehme einen Zug aus meinem Weinglas, und zwei alte Spanierinnen, dem Dialekt nach vom Festland stammend, schauen kurz und verächtlich zu mir her, und die eine sagt laut, denn sie nimmt ja an, dass ich sie nicht verstehe, »*Está borracha, la vieja. Es ciertamente una alemana.*«

Sie halten mich also für eine besoffene Alte, die sicherlich aus Deutschland ist. Die andere antwortet noch, dass doch alle von denen saufen, die sich hier herumtreiben. Jaja, sie haben ihre Erfahrungen mit der Touristenplage.

Ich verzichte darauf, sie zu blamieren und sage ironisch-freundlich und deutsch ›Guten Abend‹. Sie zucken nur die Schultern und ohne sich umzudrehen gehen sie davon. Der Wein schmeckt mir nicht mehr und doch, wie oft hat mir ein Quäntchen zu viel Alkohol schon über manche einsame Stunde geholfen...

Nachts träume ich, dass ich mit Carlos durch einen stillen, verschneiten Winterwald wandere, an dessen Ende dann die ›Dos Hermanos‹ liegen, und darunter braust der Atlantik. Ich möchte gern umkehren, zurück in die Stille des Winterwaldes, doch der ist verschwunden, ich sehe nur riesige Wellen, die heran toben und erst kurz vor meinen Füßen enden, die wie festgemauert sind. Ich kann nicht davonrennen, fürchte mich. Dann wache ich schweißgebadet auf.

Ich tappe zur Balkontür, weiß nun, woher das Toben kommt. Fahles Mondlicht beleuchtet das entfesselte Meer. Die Gischt steigt hoch bis zu meinem fünften Stockwerk, und ich habe Mühe die Glasscheiben meiner Terrasse, die sie zu einer Art Wintergarten machen, zu schließen.

Plötzlich erwacht der Octopus im Rotweingrab meines Magens zu schrecklichem Leben. Fürchterliche Gase aus säuerlichem Knoblauchgemisch drängen zu allen Ausgängen. Rülpsend bin ich endlich wieder froh darüber, alleine zu leben. Und dann Labsal. Mineralwasser. Klar und prickelnd aus den Teide-Tiefen in Vilaflor gewonnen. Nie mehr trinke ich Alkohol. Nur noch Wasser, Wasser...

Heimweh überfällt mich. Ja, Weh! Es tut weh, so sehr sehne ich mich jetzt nach daheim, dem Daheim von früher, dem Haus meiner Eltern, das ich dann mit Uwe und unseren Töchtern bewohnte. Nach dem Garten, der die Villa umgab.

›Die Villa‹ war ein im Grunde genommen recht hässlicher Jugendstilkasten. Bis auf die Erker war alles quadratisch angeordnet. Vom Garten angefangen über das Haus bis hin zu den einzelnen Zimmern. Aber die neckischen Erker an allen vier Ecken, außen mit wunderhässlichem Stuck bekleistert, waren meine ganze Liebe. Es gab einen Erker zum Essen, einen mit Garderobentisch im Schlafzimmer und je einen im Zimmer der Mädchen und der Klausen südwestlich gelegen, die mir gehörte. Von Kindheit an war das mein Zimmer, und nie im Leben könnte ich es vergessen. Es war einmal!

Hatte es sich gelohnt? Was war mein Leben danach? Ein Irrglauben daran, Besseres gefunden zu haben? Die Fiktion vom gefundenen Paradies und immer wieder die reuige Trauer um das, was für mich unwiederbringlich verloren war. Ich hatte alles falsch gemacht und alles verloren.

Da war Uwe, der sich, noch nicht von mir geschieden, umgehend mir einer grauen Maus liierte, die er ›Fröschlein‹ nannte. Das hatte mich an der Sache am meisten schockiert. Die Wahl meiner Nachfolgerin. Er nahm sich nicht etwa eine gescheite, gut aussehende Frau, und davon kannte er während unserer Ehe genug, sondern eine hausbackene, dumme Gans, die außer unterwürfiger Anbetung für ihn und Bereitschaft zum Sklaventum nichts, aber auch gar nichts zu bieten hatte.

Sie sei eine hervorragende Hausfrau, sagten meine Töchter später. Auch kein

Argument, die hätte er sich kaufen können, ohne diesen kichernden albernen Trampel ständig um sich dulden zu müssen. Aber vielleicht brauchte mein toller Hecht das. Anbetung, Unterwerfung, Ja-Sagen. Du bist der Größte, und ich bin deine Sklavin. Ja, damit hatte ich ihm natürlich nicht dienen können. Ich wollte gleichberechtigte Partnerin sein, nicht Untertanin, die ihrem Gebieter die Wünsche von den Augen abliest. Um kluge Kompromisse eingehen zu können, war ich damals zu hochmütig, zu undiplomatisch. Heute, ja heute wüsste ich, wie ich es richtig machen müsste. Zu spät!

Meine Tochter Eva, die ältere, fand es ›total legitim‹ – den wunderschönen Ausdruck ›geil‹ gab es damals noch nicht –, dass ich ihrem Erzeuger alles hinschmiss. In erster Linie wohl deswegen, weil sie wusste, dass dieser Schritt von mir die Freiheit für sie bedeutete. ›Du kannst immer mit mir rechnen, Mami‹, sagte sie großartig und verschwand drei Monate später, um als Au-pair-Mädchen in England ihre Fremdsprache zu verbessern. Dort lernte sie dann bald Ted aus Connecticut kennen, der dort studierte. Sie heiratete ein halbes Jahr später und heidi-heida ging es ab in die USA. ›Amerika‹, schrieb sie mir, ›bedeutet grenzenlose Freiheit. Wie bin ich froh, unserem deutschen Mief entronnen zu sein.‹

Das war ich damals auch, als ich nach Teneriffa kam. Und jetzt liege ich hier und weine hemmungslos um all das, was ich verloren habe im Leben. Möchte noch einmal die Uhr zurückdrehen können. Ich will heim. Einmal noch möchte ich von meinem Erkerzimmer aus in den verschneiten Garten schauen. ›Nie mehr!‹, tickt der Wecker neben mir. ›Nie mehr! Nie mehr!‹, brüllt draußen der Sturm. Nie mehr!, flüstere ich in mein Kopfkissen.

Am nächsten Morgen habe ich das nächtliche Tief überwunden. Es gilt wieder das Motto: kein Selbstmitleid! Und wenn ich auch manchmal Durchhänger habe, so lernte ich doch in all den Jahren des Alleinseins mich zu beherrschen, ja mich oft geradezu zu geißeln. So, als wollte ich mich selbst bestrafen. So sage ich auch heute im gewohnten Selbstgespräch: ›Du hast es so gewollt, nun lebe dieses Leben und mach das Beste daraus.‹

Obwohl der Atlantik noch grollt, schwarze Wolkentürme über den Bergen hängen und die Windböen empfindlich kühl sind, mein Frühschwimmen wird eisern absolviert. ›Keine Schwäche, alte Marianne‹, flüstere ich, als ich im zugigen Lift nach unten fahre. Kurz unter die Kaltdusche und dann so schnell wie es meine Arthrose geschädigten Knie schaffen, ab über die Leiter in das Meerwasserschwimmbecken.

»Guten Morgen, Herr Schneider, guten Tag, Frau Müller-Osten. Was Sie nicht sagen. Knapp achtzehn Grad heute. Na ja, nach dem Wetter heute Nacht...«

Herr Schneider verdreht verzückt die Augen, entblößt seine perlweißen Dritten und wispert: »Das ist gesund! Das härtet ab!«

Ich tauche den Kopf ins Wasser. Nichts hören, nichts sagen. Salz schmecken. Sich im Wasser leicht und gelenkig fühlen. Ja, er hat Recht, der asketische Vegetarier Schneider, es ist gesund. Gesund für Körper und Geist.

Ich lächele, als ich daran denke, wie der Achtundachtzigjährige anschließend mit schlotternden Hautlappen an Armen und Beinen, die ehemals wohl Muskeln beherbergten, sein Jogging-Pensum am Meer entlang absolvieren würde. Jeden Tag zur gleichen Zeit,